

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 34 (1992)

Artikel: Begegnungen mit dem Künstlerehepaar Leonhard und Anny Meisser-Vonzun
Autor: Peyer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begegnungen mit dem Künstlerehepaar Leonhard und Anny Meisser-Vonzun

von Hans Peyer

«Seid froh, ihr Bündner, und dankbar, dass ihr in eurer Mitte einen Maler habt wie Leonhard Meisser, der trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Weltoffenheit mit eurem Boden so innig verwachsen blieb, der diese Landschaft in so charaktervoller, unverwechselbarer Weise darstellen kann und der euch für die Poesie dieser herben Gegend immer wieder neu die Augen öffnet.»

Ernst Morgenthaler an der Eröffnung der Ausstellung L. M. im Kunsthhaus Chur 1953

90 seinen «Freundesgruss an eine Jubilarin», erschienen im Bündner Jahrbuch 1990. Am 6. August des gleichen Jahres ist die Künstlerin gestorben.

Die nachfolgenden persönlichen Erinnerungen an Begegnungen mit Leonhard und Anny Meisser möchten noch einmal etwas von dem aufleben lassen, was sie als Künstler und Menschen allen ihren Freunden so liebenswert machte.

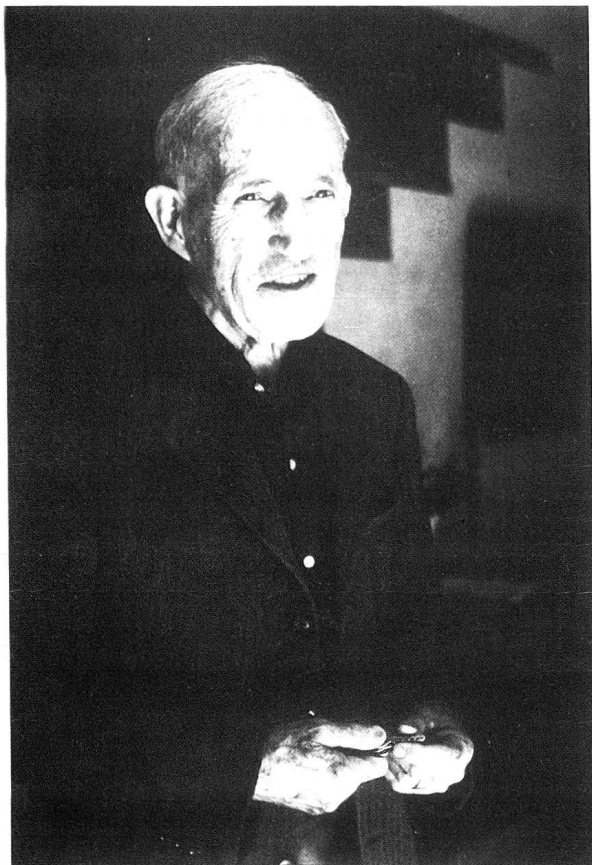
Vorbemerkung

Das Lebenswerk des Malers *Leonhard Meisser* (1902–1977) und das seiner Gattin, der Malerin *Anny Vonzun* (1910–1990), ist von kompetenten Kunstkennern vielfach gewürdigt worden. Zum 70. Geburtstag des Künstlers zeigte das Bündner Kunsthhaus in Chur eine umfassende Retrospektivausstellung seines Schaffens, eine ebensolche zum 70. Geburtstag der Künstlerin. Zu beiden Ausstellungen erschien ein Bildband mit einem repräsentativen Querschnitt durch ihr Oeuvre, mit Begleittexten von Sachverständigen und Malerkollegen. Auf diese Dokumentationen sei hier besonders hingewiesen. Ferner hat *Paul Zinsli* ihr Leben und Werk aus der Sicht des mit beiden von Jugend an verbundenen Freundes dargestellt: «Leonhard Meisser» (Bündner Jahrbuch 1978) und «Die Malerin Anny Meisser-Vonzun» (Bündner Jahrbuch 1981) – *Reto Mengiardi* schrieb zum 80. Geburtstag von Anny Vonzun am 31. März

Wie wir Meissers kennen lernten

Als Ernst Morgenthaler im Frühjahr 1956 bei uns zuhause unsere beiden kleinen Töchter zeichnete und aquarellierte, malte zur gleichen Zeit sein Freund Hans Fischer, genannt Fis, im benachbarten Bolligen eine Schulhauswand mit Fabeln von La Fontaine aus. Selbtritt fuhren wir an einem Sonntagnachmittag nach Solothurn, wo Josef Müller seine Sammlung afrikanischer Plastik ausgestellt hatte. Dort begegnete ich zum erstenmal dem Ehepaar Meisser. Fis hatte mich unterwegs vorbereitet: «Lue de nume, der Meisser isch eine, dä gfallt dir de.» Warum er das so richtig voraussah, konnte ich damals noch nicht wissen.

Einige Jahre darauf trafen wir Anny Vonzun an ihrer Ausstellung in einer Berner Galerie. Da fassten wir uns ein Herz und fragten sie schüchtern, ob sie allenfalls bereit wäre, unsern fünfjährigen Jüngsten zu porträtieren. Sie sagte spontan zu und erschien schon im folgenden Monat in Begleitung ihres Mannes bei uns.



Leonhard Meisser, letzte Aufnahme von 1977.

Foto: Peter Friedli

Noch kannten wir uns kaum und kamen doch mühelos miteinander ins Gespräch. Und nachdem sie den kleinen Hansli mit gewinnender Herzlichkeit gegrüsst hatte, begann sie ohne Umschweife mit ihrer Arbeit. Uns aber bat sie dringend, das entstehende Bild nie anzusehen, bevor es fertig sei.

Inzwischen führte ich Leonhard in mein Studio, wo er sich eine Weile angeregt umsah; dann meinte er, mir vertraulich zuzwinkernd, eigentlich könnte er mich hier «zu seinem Vergnügen etwas skizzieren.» Das war keineswegs vorgesehen – aber durfte ich bei einer so unerwarteten Einladung überhaupt zögern? So setzte ich mich denn mit einiger Verlegenheit vor meiner Bücherwand in Positur, er fand an meinem roten Gilet Gefallen und sagte, das müsse man doch malen . . . Und da er sich nun zeichnend behaglich mit mir unterhielt, entspannte sich allmählich mein in solcher Situation unvermeidliches «Photogesicht».

Die beiden Porträtisten fühlten sich bei uns offensichtlich wohl. Ihre Arbeit ging im Verlaufe verschiedener «Sitzungen» gut voran, und dazwischen genossen sie mit Freude, was aus der Küche meiner Frau und aus meinem Weinkellerchen auf den Tisch kam. Unsere Gespräche über Musik, Bücher und Reisen wurden oft bis spät in den Abend hinein am Kaminfeuer fortgesetzt, und so hatten wir nach wenigen Tagen das Gefühl, wir kannten uns schon seit langem. Auf einem Spaziergang durch die verschneite Umgebung sagte Leonhard auf einmal ganz begeistert, das sei eine überaus musikalische Landschaft. Nach der Heimkehr ging er vor Sonnenuntergang unvermittelt nochmals dorthin zurück und erklärte nachher entschuldigend, er habe sich da nur schnell noch etwas notieren müssen. Dabei lächelte er geheimnisvoll und fast ein wenig verschmitzt.

Nach einer Woche lud uns Anny zur intimen «Vernissage». Sie hatte Hansli auf zwei verschiedene Arten gemalt, das eine Mal in ganzer Figur. Da sass das kleine Bübchen ein bisschen verloren auf der linken Hälfte eines mächtigen Fauteuils, ein Stofftier auf dem Schoss haltend, und schaute mit grossen Augen staunend in die Weite. Das andere ein Porträtkopf: ein frisches Knabengesicht mit wachem Blick, worin sich etwas wie zuversichtliches Erwarten ausdrückte. – Was die Künftlerin vom Wesen des Kindes intuitiv erfasst hatte, sollte sich im Lauf der Jahre wirklich entfalten. Wie sehr hat sie sich darüber bei jeder späteren Begegnung gefreut! Und wenn heute das dreijährige Söhnlein des damals Porträtierten zu uns auf Besuch kommt, möchte es immer «ga ds Buebli luege» . . .

Am «Mann im roten Gilet» dagegen wollte Leonhard in seinem Atelier noch ein paar Retuschen anbringen!

Am Prasserieweg

Im Sommer darauf lernten wir das Haus am Prasserieweg kennen. Meissers hatten uns eingeladen, auf der Heimreise von Italien doch bei ihnen vorbeizukommen. In Schuls hatten wir



Aufnahme Anny Vonzun, Juli 1976.

Foto: Peter Friedli

Station gemacht, um die Mittagszeit wurden wir von ihnen in Chur erwartet. Dass ich ungeachtet der Mahnung meiner Frau vorher noch das Engadin hinauffahren und den Weg über den Julier nehmen wollte, erwies sich als naive Überschätzung der Kapazität unseres mit fünf Personen und Feriengepäck beladenen Deux-chevaux: Mittag war längst vorüber, als wir von Tiefencastel aus verlegen anfragten, ob wir noch kommen dürften. Aber unsere Gastgeber empfingen uns um halb drei mit unge-trübter Herzlichkeit in ihrem Garten. Leonhard band sich eine grosse Küchenschürze mit dem gestickten Monogramm seiner Mutter NR um, und während wir das üppige Beet mit Rittersporn, Akalei und den roten Farbtupfen der Weidenröschen betrachteten, stieg von dem dahinter verborgenen Gartengrill der verlockende Duft eines Zigeunerbratens auf. Unter dem Birnbaum hatte Anny den Tisch festlich hergerichtet und freute sich an den erwar-

tungsvollen Gesichtern der Kinder. Und als nun der Maitre Cuisinier den braungeschmorten Braten auftrug und einen alten Bordeaux entkorkte, fühlten wir uns sozusagen in einem französischen relais gastronomique, nur dass es hier viel gemütvoller zuging. Mit so liebenswürdiger Gastlichkeit wurden wir bei unserm ersten Besuch am Prasserieweg aufgenommen; dass diese zu Meissers gehörte wie das Malen, erlebten wir auch später jedesmal, wenn wir bei ihnen einkehrten.

Den Garten zu schildern, der sich vor dem Malerhaus wie eine Naturlandschaft über baumbestandenen Rasen an Blumenrabatten vorbei weitläufig bis zum abschliessenden Zaun mit mächtigem Riesenkerbel davor ausdehnt, wäre ein müssiges Unterfangen. Leonhard hat sich von ihm das ganze Jahr hindurch bezaubern lassen und ihn immer wieder gemalt. Auf seinen zahlreichen Gartenbildern fällt das wechselnde Licht der Tageszeiten und

Mondnächte in immer neuen Variationen auf Blumen, Gesträuch und Bäume und verwandelt sie zur beglückenden Symphonie herrlicher Farbklänge. Vor einem solchen Bild erlebt der Betrachter den Zauber eines Sommergartens wohl ähnlich, wie ihn der Künstler selber empfunden haben mag, bevor er ihm auf der Leinwand dauernde Gestalt gab.

Ein Bild entsteht

Wenn man bei einem Besuch sich bei Anny Vonzun nach ihrem gegenwärtigen Schaffen erkundigte und vorsichtig fragte, ob man einen Blick in ihr Atelier tun dürfte, lehnte sie meistens bescheiden ab: sie habe jetzt gerade nichts Fertiges, das nächste Mal sei sie dann vielleicht so weit. Aufs entschiedenste aber verbat sie sich, dass man ihr, wenn sie unterwegs ein ihr auffallendes Motiv schnell skizzieren wollte, bei ihrer Arbeit aus der Nähe zusah. Wie sie das Geschaute auf dem Bild festhielt, gehörte ihrer ganz persönlichen Sphäre an, die sie, bei all ihrer sonstigen Offenheit, respektiert wissen wollte. Natürlich waren ihre Bilder wie die jedes Malers zum Anschauen bestimmt, nicht aber ihr Arbeiten daran. Dieses bedurfte der schützenden Hülle wie die Raupe, die sich darunter zum Schmetterling entwickelt.

Leonhard erging es ähnlich. Als er einmal mit frostblauen Fingern einen Viehmarkt skizzierte, war er froh, keine lästigen Zuschauer zu haben. «Besonders zu schätzen weiss ich das Feingefühl der Landleute, die mir nicht über die Achsel gucken; sie würden sich wohl entsetzen über meine Karikaturen ihrer stolzen Tiere.» Doch was er selber gelegentlich beim Malen erlebte, hat er höchst anschaulich in zwei Aufsätzen geschildert: «Ein Malertag in den Bergen» (1950) und «Fünf Maler sehen Lenzburg» (1956) beide abgedruckt im eingangs erwähnten Werkkatalog (Verlag Bündner Kunsthaut 1973). Diese vermitteln eine ganz persönliche Begegnung mit dem Künstler und gewähren einen Einblick in den komplizierten Vorgang von seinem Inspiriertwerden

durch Farben und Formen in der freien Natur bis zu ihrer Umsetzung ins Bild; der Leser kann das erregende Abenteuer des Malens lebensnah miterleben. Hören wir dem erzählenden Künstler also eine Weile zu und freuen uns am erfrischenden Ton seiner Schilderungen.

«Einem einsamen Fussweg folgend, steige ich durch eine Waldschlucht empor. Die ganze Natur ist wie verzaubert. Die heftigste Pracht des Herbstes, die beglückend zu schauen und so schwer zu malen ist und die fast nur durch dünne Farbnotierungen in Aquarell ahnungsweise geschildert werden kann, ist vorbei. In unerhört reich und zart gestuften erdgrünen, fahlbraunen, violetten und sattroten Tönen umspielt der Waldgrund die blauen Säulen der Fichtenstämme. Soll ich hier bleiben und malen? Unweit von mir äsen zwei Rehe. Man könnte sie prächtig zeichnen. Soll ich? Diesmal nicht. Es zieht mich fort, immer höher hinauf. Dort oben verlieren die Lärchen bereits die Nadeln, leise wie Schneekristalle fallen sie zu Boden und bilden den Teppichgrund, aus dem im Frühjahr die Krokusblüten spriessen. Und erst die Lärchen selbst! Nie kann ich mich satt an ihnen sehen. Ihre Gestalt ist kraftvoll und feingliedrig zugleich. Ein zarter, heller Schimmer umsäumt ihre Krone wie ein Glorienschein und ihr Körper ist in feuriges Orange getaucht, dass das Malerherz vor Jubel fast zerspringt. Im Staunen über diese Pracht bin ich unversehens bei meinem Motiv angelangt. Doch welche Enttäuschung! Ist das wirklich die Landschaft, die ich malen wollte? Ich deponiere Rucksack und Leinwand und renne auf und ab, hin und her. Der Blick talaufwärts wäre wohl noch interessanter, dem Format der Leinwand besser angepasst? Bereits fallen Regentropfen, dann hellt sich der Himmel im Süden wieder auf, wild jagen sich die Wolken. Nun weiss ich, dass der Eintritt des Winters nur mehr eine Frage von Stunden ist. So beginne ich mein geplantes Bild. Mein Entschluss wird bald belohnt, denn plötzlich ist die erträumte Stimmung da. Grünblauer Himmel, graurote Wolken, rosa-schimmernde Kalkwände, mit hohen Türmen und Pfeilern wie bei den Kathedralen, im Mittelgrund goldschimmernde Lärchen auf dem Grund tiefvioletter Bergerlen, vorn das breite Delta des Wildbaches, besät von hellgrünleuchtenden Steinen und belebt von samt-dunklen Moospolstern. Kann ich aus diesen Elementen ein Werk der reinen Malerei zusammenfügen oder wird mir meine Naturschwärmerei einen Streich spielen? Daran denke ich jetzt nicht mehr, ich male wie besessen. Ein Windstoss bringt die Staffelei ins Wanken, mit Mühe fange ich das Bild im letzten Moment auf. Aus den Felsmulden herauskriechende Nebelfetzen treiben mich zur Eile. Ich hüpfte von einem Bein aufs andere, um die Füsse zu erwärmen. Am Ende entfallen Pinsel den steifen Fingern, die Dämmerung bricht herein. In der Dunkelheit geht's wieder ins Tal hinunter. Unheimlich



Besuch Peyers am Prasserieweg, Juli 1976.

schwarz stehen die Tannen am Wege. Es regnet und bis am Morgen wird tiefer Schnee auf den Bergen liegen. Im Eilschritt erreiche ich den letzten Zug und bin überglücklich, Zeuge dieser Naturverwandlung gewesen zu sein. Mein Bild allerdings entspricht nicht meinem Traum. Vielleicht kann ich es im Atelier, aus der Erinnerung, noch etwas weiter bringen. Aber nächstes Jahr, Ende Oktober, da wird es bestimmt gelingen!»

Aus: Ein Malertag in den Bergen

«Am nächsten Morgen will es einfach nicht Tag werden. Doch was ist das? Ein herrlicher Rauhreif! Ich soll ja den Winter malen, und Rauhreif ist Nebelschnee. Ich stürme ins Atelier, hole die Leinwand und gehe gegen das Schloss hinauf. Lenzburg liegt ganz verzaubert unter mir. Da ist keine Zeit zu verlieren. Wenn die Sonne den Nebel durchbricht, schmilzt die ganze Pracht im Nu. Später hörte ich, dass man mich an jenem Morgen recht genau beobachtet hatte, wie ich vor Kälte von einem Bein aufs andere hüpfte, mit den Armen um mich schlug und mit den Fäusten malte; es muss wirklich komisch gewesen sein. Aber der Anfang ist gemacht, der Bann gebrochen. Am Nachmittag entdeckte ich hinter

dem Gefängnis, wo schon Ernst Morgenthaler male-
risch gewirkt hat, eine wundervolle Landschaft mit weiten Feldern, langgedehnten Waldhügeln, wo es sogar Lärchen gibt! Das ist die Erfüllung eines alten Traumes. Ich habe noch nie im Schweizer Mittelland gemalt, jetzt darf ich das nach Herzenslust. Aber das Bild will trotz aller Begeisterung nicht werden, es ist zu viel Natur und zu wenig Kunst darin. Erst in der zweiten Woche finde ich die Lösung. Unvergesslich bleibt mir der zart-rosa Himmelstreifen, der morgens über dem Lenzburger Wald liegt, wenn Regen im Anzug ist.

Eines anderen Morgens entdeckte ich eine zweite Rauhreiflandschaft, dieses Mal auf dem Goffersberg. Ich stelle meine Leinwand an einen einsamen Baum und suche das Motiv, kreuz und quer, hinauf und hinab, bis ich einen verlassenen Pflug finde. Seine Farbe ist ein tolles Veronesergrün. Der Farbfleck, d.h. der Pflug, liegt aber gar nicht dort, wo ich ihn haben möchte; im Bild muss er dennoch mitwirken. Das Bild gefällt mir nicht übel. Wohl zu sehr, denn im nächsten Moment entwurzelt ein Windstoss meine alte Staffelei und schleudert mir das Kunstwerk an den Kopf und drückt mir die Palette an die Bluse. Doch nicht genug des Unheils. Trotz der Kälte klebt die Ackererde in kiloschwe-



Porträt des Knaben Hansli Peyer von Anny Vonzun, 1956. Foto: Peter Friedli

Munter gestimmt ziehe ich am nächsten Morgen los mit grossen Leinwänden; heute muss es gut werden. Dort verliert sich ein schöner Weg unter den Buchen; es lockt mich, ihm zu folgen, und ich staune über die Herrlichkeit dieses mächtigen, gesunden Waldes. Eine zinn-oberrote Bank leuchtet von ferne aus dem rostroten Laub, der Weg führt im Halbkreis auf sie zu. Das ist ja ein fertiges Bild! Heute kann ich es aber nicht in Angriff nehmen, das Format der mitgeschleppten Leinwand passt gar nicht dazu. Also weiter. Spiegeln sich dort nicht Stämme im Wasser? Wahrhaftig. Ich entdecke den Fünfweiher, von dessen Existenz ich keine Ahnung hatte. Mein Entzücken ist grenzenlos. Ein gelber Himmel steht hinter den grauen Buchenstämmen und dem olivbraunen letzten Laub. Ich male und male in höchster Erregung, führe wohl auch Selbstgespräche. Uplötzlich steht ein Mann vor mir. Ich erschrecke fürchterlich, stosse einen Schrei aus. Er lächelt: «Das nächstemal können Sie mit meinem Schlüssel das Tor zum Gehege öffnen, Sie müssen dann nicht über den Stacheldrahtzaun klettern.» Es war der Fischereiaufseher. Das nächstemal benutzte ich den Schlüssel. Aber der Wald war nicht mehr verzaubert, das Märchen entschwinden.»

Aus: Fünf Maler sehen Lenzburg

Freundschaft

ren Klumpen an meinen Schuhen. In diesem Zustand kann ich doch nicht in die «Krone» zurück. Ich setze mich instand so gut es geht. Der Kronenwirt scheint das aufgeregte Tun so eines Malers mit leiser Skepsis zu betrachten. Er ist etwas enttäuscht, dass ich keine Anstalten mache, seine «Krone» zu malen und verwundert sich sehr, dass ich die schönen Serviertöchter in Ruhe lasse. Ein sonderbarer Maler! Er bewirtet mich aber trotzdem ganz vorzüglich. Wenn ich nach Arbeit und mancherlei Strapazen im Kronenstübli sitze und mit Genuss esse und trinke, so scheint mir, keiner der vielen Gäste sei so glücklich wie ich.

Am ersten Sonntag flaniere ich in der Gegend des Staufbergs. Ein Schimmelreiter taucht aus dem Wald auf und galoppiert über die mit weissen und gelben Blumen bedeckten Stoppelfelder dahin, bis er im Nebel verschwindet. Gegen Mittag wird das Wetter sonnenhell. Mit dem Velo mache ich mich auf zum Hallwilersee. Überall hat es frohe Menschen, gutgelaunt und mit offenem Blick, wie bei Gottfried Keller. Das Riet bei Seengen leuchtet in flammendem Orange. Der See ist still wie eine glitzernde Eisfläche. Mein Aquarell erfasst die Stimmung vollkommen, denn es bedeckt sich mit den herrlichsten Eisblumen. Ich transportiere es offen, damit die abstrakte Schöpfung nicht Schaden nehme beim Auftauen. Es ist aber doch eine Sauce daraus geworden.

«Ich glaube, dass Malerfreundschaften sich vor allem darauf gründen, dass man das gleiche liebt und verehrt, das gleiche als wesensfremd empfindet.» Dieses Grusswort von Victor Surbek an Leonhard Meisser anlässlich seiner Jubiläums-Ausstellung im Kunsthaus Chur 1973 weist auf dessen freundschaftliche Verbundenheit mit Malerkollegen hin; wie wichtig ihm diese in menschlicher und künstlerischer Hinsicht war, sprach er gelegentlich aus, wenn er die Ausstellung eines Freundes eröffnete. Ein paar Kernsätze aus solchen Vernissage-Ansprachen mögen das zeigen.

Von Victor Surbek (1885–1975) sagt er: «Seine Inspiration kommt aus einem ständig erneuerten Naturerlebnis, aus einem unstillbaren Erkenntnisdrang, aus einer liebevollen Versenkung in die kleinsten Gegenstände und aus dem Staunen über die grossen . . . Seine tiefgründige Erfahrung im Menschlichen, seine Güte, seine umfassenden Kenntnisse liessen ein Gespräch mit ihm zum hohen Ge-

nuss werden.» – Hat Leonhard Meisser in diese Charakterisierung seines Freundes nicht zugleich auch Wesentliches von sich selber mit-einbezogen?

Den um fünfzehn Jahre älteren *Ernst Morgenthaler* (1887–1962) sieht er so: «Bei ihm sind Kunst und Leben *eines* gewesen. Er hat seine Bilder nie gemacht – er hat sie zuerst erlebt. Immer ist eine feine, stille Poesie in seinen Bildern.» Und: «Wir wollen, nach dem Beispiel von E. M., versuchen, das Schöne überall zu sehen, anstatt über die technische Entzauberung der heutigen Welt allzuviel nachzugrübeln.» – Erstaunlich ähnlich sieht E. M. seinen jüngeren Kollegen: «Ich weiss genau, welchen Eindruck ich hatte, als ich zum ersten Male Bilder von Meisser sah. Schau, da dichtet einer in Bildern, sagte ich mir, betroffen von der poetischen Haltung seiner Landschaften. Was diese Bilder von allen andern unterscheidet, ist diese poetische Note, die des Künstlers Wesen ausmacht . . .» – Jeder der beiden Maler sieht im Werk des andern etwas von den eigenen künstlerischen Intentionen verwirklicht.

Ebenso wesensverwandt fühlte sich Meisser mit dem sieben Jahre jüngeren *Fis* (1909–1958). In einem Nachruf sagt er von ihm: «Da ihn der Mensch und alle Künste – er liebte leidenschaftlich die Musik und war ein grosser Leser – und die Natur gleichermassen interessierten, war er ein *«homme complet»* und ein *«peintre complet»* . . . Sein wacher Kunstverstand verfolgte mit brennender Neugier das Neue, wo immer es sich kundtat. Er verlor aber nie sich selbst im Suchen, davor bewahrte ihn sein kindlich reiner Natursinn. Es gab nichts Beglückenderes als eine Begegnung mit Fis in der freien Natur. Alles Gewachsene schaute er mit den Augen des Verliebten an. In dieser innigen Versenkung in seine Gegenstände liegt, so glaube ich, das Geheimnis seiner Kunst.» Das Bild, das Meisser hier von seinem Kollegen und Freund Fis mit treffsicherem Strich skizziert, mutet beinahe wie ein Selbstporträt an: war doch auch er ein ähnlicher *«homme complet»* und *«peintre complet»*, und eignete auch ihm die gleiche innige Versenkung in seine Gegenstände! Solch gegenseitiges Geben und

Nehmen unter Künstlern empfand Leonhard selbst als Glücksfall: «Damals gab es bei uns in der Schweiz noch so prächtige Malerfreundschaften, und es ist ein bisschen traurig, dass es so etwas heute nur noch selten gibt», sagt er im Rückblick auf Morgenthalers Freundschaft mit Fis.

Indessen verkehrten im Haus am Prasserieweg nicht etwa ausschliesslich Künstlerkollegen: wer Leonhard und Anny Meissers Bilder schätzte und liebte, war mit ihnen auch persönlich freundschaftlich verbunden. Das wurde jeweils an der Vernissage einer Ausstellung sichtbar. Mochte diese in Chur selbst oder in einer auswärtigen Galerie stattfinden, immer gesellten sich zur stattlichen Zahl ihrer Churer Freunde auch andere Kenner und Liebhaber ihrer Kunst aus vielen Gegenden der Schweiz, denen man im Laufe der Jahre stets wiederbegegnete: eine treue Gefolgschaft! Über solche Anerkennung waren die Künstler glücklich und dankbar. «Welcher Maler würde es nicht schätzen», schreibt mir Leonhard nach einer Ausstellung, «wenn ein feinsinniger Betrachter seine künstlerischen Absichten versteht und verwirklicht sieht, obwohl er selbst, der Maler, nie dazukommt, seine Form- und Farbvorstellungen ganz zu verwirklichen, seine Idee zu realisieren, wie es im Fachjargon so pompös heisst.» – Und Anny nach der Ausstellung zu ihrem siebzigsten Geburtstag: «Ich habe mich sehr gefreut, dass Ihr an meiner Vernissage teilgenommen habt, und danke Euch nochmals dafür. Die Ausstellung hat mir neben manchem Ärger sehr viel Schönes und Beglückendes gebracht, und dies beschwingt und erfüllt mich mit Dankbarkeit. Ganz besonders hat mich die grosse Anteilnahme und das Mitgehen so vieler Freunde tief berührt.»

Ihrerseits dachten Anny und Leonhard an ihre Freunde auf liebenswürdigste Weise: um die Weihnachtszeit kam von jedem eine Litho mit Wünschen für frohe Feste, ein Bild mit wohlvertrautem Sujet, eine Vase mit Christrosen etwa, ein Mädchen hinter eisblumenbedecktem Fenster, ein Dompfaff auf verschneitem Zweig, das Churer Eisfeld, der Schulhof Nicolai, ein reifüberzogener Riesenkerbel oder

eine Reminiszenz von ihren Fahrten in den Süden . . . Und dieser Freundesdank begleitete einen aufmunternd durchs kommende Jahr, bis zu ihrer nächsten Ausstellung . . .

Reisen

Im Leben und Schaffen von Leonhard und Anny Meisser bildete das Reisen einen wesentlichen Bestandteil ihrer künstlerischen Arbeit. Jahr um Jahr verliessen sie für eine gewisse Zeit Atelier und heimische Umgebung, um andere Landschaften, andere Menschen zu sehen und zu erleben. «Durch Burgund und der Loire folgend sind wir in die Bretagne gelangt, wo es täglich Begegnungen mit herrlichen Kirchen, Calvaires und Landschaften gibt, die für uns von verzauberter Neuartigkeit sind», steht auf einem Kartengruss von Leonhard. Und auf einem andern (aus Djerba): «Gleich neben dem Hotel beginnt eine weite, palmenbestandene Dünenwelt, die uns in ihrer Herbheit stark beeindruckt.»

Das staunend und begeistert Wahrgenommene wurde auf Skizzenblättern als momentaner Eindruck flüchtig festgehalten, nach der Heimkehr aber in Bilder umgesetzt und so das Erlebte zum Kunstwerk geformt. An den nach solchen Reisen fast jedes Jahr in einer Galerie ausgestellten Ölbildern, Aquarellen, Zeichnungen und Monotypien liessen sich jeweils die Ziele ihrer Malerfahrten ablesen: Paris, Bretagne, Normandie, Provence und Camargue; Venedig, Toscana, Umbrien; Spanien und Nordafrika, und wiederholt Griechenland und die Inselwelt der Ägäis.

Diesem beglückenden gemeinsamen Erleben auf Reisen bereitete Leonhards Tod ein jähes Ende. Von tiefem Schmerz überwältigt war Anny eine Zeitlang wie seelisch gelähmt. Aber dann erwachte auf wunderbare Weise ihr Lebenswille neu in ihr und mit ihm die Kraft zum Weiterführen ihres künstlerischen Schaffens: sie begann wieder zu malen und sehnte sich nach neuen landschaftlichen Eindrücken. Von Vertrauten aus ihrem Freundeskreis begleitet,

reiste sie nach Ägypten, Israel, Portugal, auf die Insel Lanzarote, in die Bretagne und an die Nordsee: dort lockte sie die unermessliche Weite des Meeres, das bewegte Spiel von wechselnden Farben, Wogen und Wolken zu immer neuer Gestaltung. Ihre letzten Bilder sind ergreifender Ausdruck ihres vollendeten Erfassens solcher Urlandschaft. –

Mitunter aber wünschte sich Anny auch ein schlichtes Ferienreislein, frei von verpflichtendem Arbeitsprogramm, einfach zur Erholung, und so kam sie gelegentlich als liebenswürdige Reisegefährtin mit meiner Frau und mir nach Italien oder nach Südfrankreich. Ein paar Erinnerungen an diese Fahrten seien hier skizziert.

Im Sommer 1982 hatten wir uns für ein paar Tage im bescheidenen Albergo Canneto bei Peschiera am südlichen Ufer des *Gardasees* einlogiert, von wo wir an drei aufeinanderfolgenden Abenden eine Verdi-Oper in der Arena von *Verona* besuchten. Die Aufführung des *Otello* fand unter klarem Sommerabendhimmel statt, wogegen wir am nächsten Abend bis nach 22 Uhr vor der Arena auf das Nachlassen des Regens warteten, das ein Lautsprecher alle paar Minuten in Aussicht stellte. Als wir uns dann endlich durch die engen Eingangspforten drängen konnten, erkletterte Anny mit fast beängstigender Behendigkeit die hohen Stufen der Gradinata. Bald erstrahlte die Arena festlich im tausendfachen Kerzenlicht der Zuschauer – doch schon nach zwanzig Minuten mussten die Musiker ihre Instrumente vor dem neu einsetzenden Regen in Sicherheit bringen. Anny liess sich dadurch in ihrer festlichen Erwartung nicht stören, und siehe, der Regen hörte auf, Nello Santi eilte beschwingt wieder ans Dirigentenpult, und Maria Chiara konnte ihre Partie der *Aida* bis zu den letzten ergreifenden Tönen aussingen. Mittlerweile war es drei Uhr früh geworden; aber auf der Heimfahrt liess Annys Begeisterung über das Erlebte nicht die geringste Müdigkeit aufkommen.

Am folgenden Tag erholten wir uns in Valeggio sul Mincio in der Locanda Antica, und Anny empfand die ihr als Dessert vorgesetzte «angu-

ria gigantesca» ebenso komisch wie wir und erinnerte noch lange danach immer wieder daran. – Am Abend ballte sich drohendes Gewölk über der Arena, aber dann schien auf einmal die Mondsichel daraus hervor und warf ihr mildes Licht auf das schauerliche Geschehen im *Macbeth*.

Nach solch bewegtem Nachtleben war ein Ruhetag am See fällig. Am späten Nachmittag jedoch kündeten heftige Windböen einen Sturm an, das Wasser verfärbte sich giftig grün, wir klappten unsere Liegestühle zusammen – aber jetzt holte Anny plötzlich den Skizzenblock aus ihrem Zimmer, stellte sich vor die wild bewegten Zweige einer Trauerweide und zeichnete gebannt das Geschehen auf dem See, ohne sich davon stören zu lassen, dass der Wind ihr zausend durch Rock und Haare fuhr. Von ihr unbemerkt konnte ich diesen Moment ihrer In-spiration – im wörtlichsten Sinne! – auf dem Film festhalten. Sie aber hat es als Künstlerin getan auf dem nachher entstandenen Bild «Sturm am Gardasee».

Im folgenden Jahr verbrachten wir zusammen zwei Wochen in der *Toscana*. Vom Hotel Villa Terraia hatten wir Anny schon oft erzählt: ein ehemaliges Landhaus in der Umgebung von *Siena*, abseits der Strasse in einem Park mit altem Baumbestand gelegen, uns von vielen Aufenthalten her bestens vertraut. Die Besitzerin, eine energische Signora hoch in den Achtzigern, musterte jetzt nicht mehr wie in früheren Jahren persönlich die ankommenden Gäste in der Eingangshalle; aber wir machten ihr in ihrem Privatgemach unsere Aufwartung und stellten ihr Anny gebührend vor. – Die mit antikem (zum Teil etwas wackligem) Mobiliar ausgestatteten Zimmer, der Blick aus den Fenstern über Olivenhaine und Reben hinweg auf die fernen Türme der Stadt, der verwildernde Garten, der zu gelegentlichem Picknick geradezu aufforderte: dieses Ambiente war ganz nach Annys Sinn, und so fühlten wir uns jeden Tag unternehmungslustig für einen Ausflug in die nähere oder fernere Umgebung, nach Volterra etwa, nach S. Antimo, S. Galgano, ein andermal nach Arezzo, und über jedes Wiedersehen von Bekanntem oder beim Entdecken von



Anny Vonzuns Arbeitsecke in ihrem Atelier.

Foto: Peter Friedli

Neuem äusserte sich Anny mit der ihr eigenen Begeisterungsfreude.

Zum besonderen Erlebnis wurde ihr eine Fahrt nach *Perugia*, wo wir ihre alte Freundin Annamaria Schucani besuchten, die Inhaberin der fast legendären Pasticceria Sandri am Corso Vannucci. Sie empfing uns auf ihrem Landgut, wo Anny Jahrzehnte zuvor mit Leonhard mehrmals verweilt hatte. Die überaus herzliche Begrüssung der beiden alten Damen am Eingangsportal hatte etwas Ergreifendes: man sah an ihren bewegten Mienen, wie in diesem Augenblick weit Zurückliegendes ohne Worte ganz gegenwärtig wurde. Und als wir darauf in einem Zimmer der Villa vor einem dort entstandenen Aquarell Leonhards standen, waren glückliche Momente aus ihrem vergangenen Leben Anny wieder nah.

Und dann waren uns im Spätsommer 1989 noch einmal Ferientage mit Anny beschieden: sie hatte sich eine Reise in die *Provence* gewünscht, um die Landschaft wiederzusehen, in

der sie sich früher mit Leonhard so gern aufgehalten hatte. Die «Hostellerie Mas des Ortolans» in Cabrières d'Avignon unweit Gordes, in der fruchtbaren Ebene gegenüber der Montagne du Luberon wie in einem wildwachsenden Park gelegen, nach dem Prospekt «au coeur de la Provence», war unser Ziel. Doch schon die Fahrt dorthin verlief dramatisch. In der Gegend von Gigondas erblickten wir in der Ferne über den von Pinienwäldern bewachsenen Hängen links der Strasse merkwürdige Rauchwolken, die sich immer mehr verdichteten, je näher wir kamen. Und plötzlich loderten am Waldrand wenige hundert Meter über der Strasse Flammen auf, darein fuhr ein heftiger Mistral und machte aus dem ganzen Wald in ein paar Augenblicken ein prasselndes Feuermeer – ein grandios schauriger Anblick. Der Wind jagte schwarze Rauchschwaden den Hang herunter, am Strassenrand stauten sich die Autos der Neugierigen, eine Umkehr war unmöglich, so dass uns nichts anderes übrigblieb als uns mit eingeschalteten Scheinwerfern durch die Finsternis durchzukämpfen – nach einigen bangen Minuten hatten wir das Inferno hinter uns. «Geht's noch?» fragten wir, selber ganz erregt, erst jetzt unsere Begleiterin. Aber diese war vollkommen ruhig geblieben und sagte bloss: «Ein verrücktes Schauspiel, traurig, aber doch phantastisch.» Sie sah das Toben der Elemente mit den Augen der Malerin.

Der nächste Tag, als Ruhetag vorgesehen, endete erneut mit einer Aufregung. Nach dem Besuch der Fontaine de Vaucluse ging's nach Eygalières, mit dem schönen Blick auf die hinter weiten Kornfeldern schroff in den Himmel ragenden Zacken der Alpilles. Hier habe sie einige Tage mit Leonhard gewohnt, sagte Anny, aber das sei schon so lange her. Ob das Haus wohl noch stünde? – Von da war es nicht weit bis nach Les Baux. Der Touristenrummel wirkte abschreckend auf uns; Anny wollte nur schnell den Blick auf das Städtchen von Norden aus photographieren. Auf dem Parkplatz direkt neben der Strasse liessen wir das Auto abgeschlossen stehen und entfernten uns ein

paar Meter – bei unserer Rückkehr nach wenigen Minuten fanden wir die hintere Scheibe einer Seitentür zertrümmert, Annys Handtasche auf dem Rücksitz war nicht mehr da. Ich war völlig konsterniert und redete von vorzeitigem Abbruch der Reise. Da lachte Anny mich aus: das sei doch gar nicht schlimm, wir seien ja versichert, und der Schaden lasse sich beheben. Ich war etwas beschämt: sie, die Ältere und Reisegewohnte, bewahrte überlegene Ruhe. Dass ihre Identitätskarte, ihre Koffer- und Hausschlüssel gestohlen waren, gab sie auf der Gendarmerie sachlich zu Protokoll. – Mit ihrer Zuversicht behielt sie recht: nach zwei Tagen, schneller als erwartet, war die Scheibe ersetzt, so dass unsern Streifzügen kreuz und quer durch das Land des Poeten Mistral nichts mehr im Wege stand. Annys stets wache Unternehmungslust, ihre unverändert gute Laune, ihre Entdeckerfreude übertrugen sich auf uns, und wenn sie auf der Fahrt mitunter plötzlich anzuhalten bat, wurden wir erst dadurch auf etwas Unscheinbares, für sie aber Sehenswertes aufmerksam, das uns selber entgangen wäre. Übrigens hatte das Missgeschick von Les Baux sie keineswegs eingeschüchtert; denn unter den Ockerfelsen von Rustrel ermunterte sie uns beide zum Aufstieg zu den urtümlichen Giganten, währenddem sie, auf einem Feldstuhl neben dem Auto sitzend, seelenruhig skizzierend und lesend auf unsere Rückkehr wartete. – Zum Abschluss der erlebnisreichen Tage besuchten wir einen Winzer in Châteauneuf und füllten den Kofferraum bis auf den letzten Platz mit seinen kostbaren Produkten, was Anny sehr zu schätzen wusste. Auf der Heimreise schwenkten wir ins Beaujolais ab, und da konnten wir unserer Begleiterin etwas zeigen, das für sie neu war: in der Abteikirche Saint-Philibert in Tournus verharrte sie lange in staunender Bewunderung. – Und dann gab's noch ein Abschiedsbild: das fröhliche Treiben der eben begonnenen Traubenlese in den Weinbergen von Fleurie.

In einem Gespräch kurz vor ihrem Tod erinnerte Anny noch einmal voll gütiger Dankbarkeit an diese letzte gemeinsame Reise.